

KATI NAUMANN

Die
Sehnsucht
nach
Licht

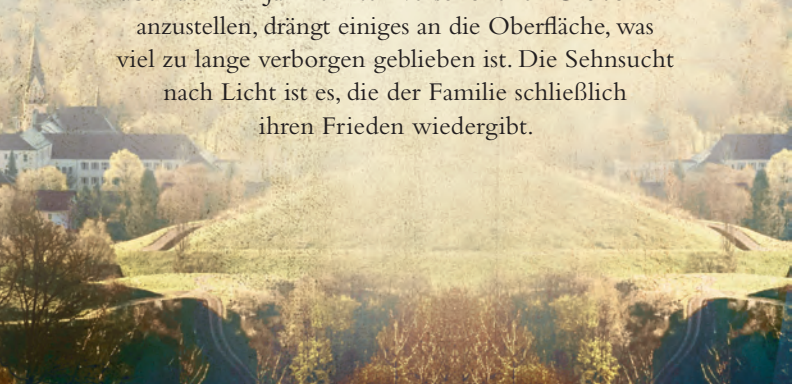
LESE-
PROBE

ROMAN

HarperCollins

Von einer starken Familie, dem Leben unter Tage und der Sehnsucht nach Licht

Luisas Arbeitsplatz befindet sich tief unter der Erde. Sie arbeitet in einem Besucherbergwerk im Schlematal im Erzgebirge, und obwohl sie manchen Tag ohne einen einzigen Sonnenstrahl verbringt, könnte sie sich keine schönere Tätigkeit vorstellen. So weit sie zurückdenken kann, haben ihre Vorfahren im Bergbau gearbeitet. Die Familiengeschichte ist durchzogen von Hoffnung und dem Bewusstsein, dass man jede gemeinsame Minute auskosten muss, denn so mancher ist nicht aus dem Berg zurückgekehrt. Als Luisa beschließt, Nachforschungen über den vor Jahrzehnten verschollenen Großonkel anzustellen, drängt einiges an die Oberfläche, was viel zu lange verborgen geblieben ist. Die Sehnsucht nach Licht ist es, die der Familie schließlich ihren Frieden wiedergibt.



Prolog

Vor langer Zeit

Der Wald schien ein lebendiges Wesen zu sein. Überall strömte sein modriger Atem. Der Wind in den Zweigen klang wie ein Raunen, gewaltige Baumkronen schluckten das Licht, und Brombeerranken krallten sich in die Beine der Männer. Sie unterhielten sich flüsternd, als fürchteten sie, etwas zu wecken, was besser schlafen sollte.

Mit der letzten Siedlung auf der böhmischen Seite hatten sie die Menschenwelt verlassen und Miriquidi betreten, den Finsterwald mit seinen Berggeistern und wilden Tieren. Stundenlang ging es immer nur schroff bergan. Wer stürzte und nicht wieder hochkam, den fanden die Wölfe.

So lange es aufwärts ging, konnten sie den Bergkamm nicht verfehlen. Die kalte Luft stach in den Lungen, und aus dem Laub unter ihren Füßen stieg Nebel auf. An einer Stelle sickerte Wasser aus dem Boden, und sie tranken gierig.

Nach Stunden erreichten sie die Höhe. Dahinter begann ein sanfter Abstieg. Der undurchdringliche Wald schien endlos zu sein, und doch wussten sie instinktiv, wohin sie sich wenden mussten. Das große Berggeschrei lockte sie. Es war bis in ihr armseliges Dorf bei Litoměřice gegellt und hatte von einem sagenhaften Silberschatz unter der Erde berichtet.

Wer es bis nach dem Schneeberg im Meißnischen Erzgebirge schaffte, so hieß es, würde unermesslich reich werden.

1. Abwärts

August 2019

Der Boden unter ihnen bebte, dann zog es sie hinab in den dunklen Schlund. Sie waren zu viert. Mehr passten nicht in diesen engen Käfig aus Eisen.

Obwohl sommerliche Temperaturen herrschten, trug Luisa Thermowäsche unter ihrem Schutzanzug. An einem Wochenende wie diesem brauchte sie sich keine Gedanken um Sonntagskleider zu machen. Fünzig Meter unter der Erde herrschten verlässliche zehn Grad Celsius, im Hochsommer genauso wie in den strengen Wintern des Erzgebirges. Auch an ihre Frisur hatte sie wenig Mühe verschwendet. Der Schutzhelm drückte ihr Haar innerhalb von Minuten platt. Die hohe Luftfeuchtigkeit hingte sich hinein und machte es strähnig. Wasser war hier schon immer ein Problem gewesen.

Sie standen so eng aneinandergedrängt, dass Luisa ahnte, was der Mann vor ihr zu Mittag gegessen hatte.

Die Fahrt dauerte nicht lang. Im Schacht 371 war es weiter hinabgegangen. Bis auf tausendachthundert Meter. Inzwischen waren die tieferen Hohlräume, in denen ihr Vater noch gearbeitet hatte, geflutet.

Der Förderkorb hielt mit einem Ruck. Nur noch eine Sicherheitsebene, dann kam der Wasserspiegel. Unter ihnen befand sich ein Labyrinth, mit Wasser gefüllt wie das versunkene Straßensystem von Vineta.

Luisa schob die Notleiter hoch und ließ die Besucher in den düsteren Stollen treten. Alles war klamm, und ein eisiger

Luftstrom zog hindurch. Von der Felsendecke tropfte es, und am Boden sammelten sich Rinnsale in braunen Pfützen. Eine Frau zögerte beim Aussteigen. Vor Kurzem

hatte jemand Panik in der dunklen Enge bekommen und verlangt, wieder nach oben gefahren zu werden. Aber wenn die Seilfahrt einmal begonnen hatte, gab es kein Zurück.

An den Schachtwänden hallten Rufe wider. Sie kamen vom Rest der Gruppe, der oben wartete. Immer wenn Luisa im Besucherbergwerk Schutzkleidung, Lampen, Helme und Gummistiefel verteilte, taxierte sie die Besucher. Sie hatte gleich gewusst, dass sie den zappeligen Jungen mit der Zahnsperre auf keinen Fall allein mit seinem überfordert wirkenden Vater unten lassen durfte.

Während der zweiten Seilfahrt zupfte der Junge an allem herum. Er schien nur darauf zu warten, dass Luisa wegsah, um seine Hand durch eine Lücke im Förderkorb zu schieben.

Unten im Wasser schwimmen schon ein paar Finger«, behauptete Luisa. »Abgerissen an der Schachtwand.«

Schnell versteckte der Junge seine Hände in den Taschen des Schutzanzugs. Sein Vater schenkte ihr einen Blick, den sie positiv deutete. Luisa ging immer vom Besten aus.

Als sie ihre Gruppe beisammen hatte, setzte sie sich mit ihnen in die Steigerstube und begrüßte alle: »Glückauf! Ich bin Luisa Steiner. Ich begleite euch in den kommenden zwei Stunden durch unser Besucherbergwerk. Die Seilfahrt im Schacht 15IIb hat uns bis auf die Marx-Semmler-Stollnsohle geführt. Unter Tage sind wir übrigens per Du. Das ist unter Bergleuten so üblich.«

»Passt«, sagte der Vater des hyperaktiven Jungen. »Ich bin auch Bergmann. Ich schürfe Bitcoins.« Unter seinem Schutzanzug zeichnete sich der Umschlag einer kurzen Hose ab. Er tat Luisa jetzt schon leid.

Sie führte ehrenamtlich durch das Schaubergwerk in Bad Schlema. Vor einigen Jahren war sie für ihren Vater eingesprungen und dageblieben. An den Wochentagen arbeitete sie als Vermessungstechnikerin bei der Wismut GmbH. Als Kind war sie einmal mit ihrem Vater in die kurz zuvor stillgelegten Gruben der Wismut gefahren. Nie hatte sie einen geheimnisvolleren Ort gesehen, angefüllt von Dunkelheit und den Geräuschen des Wassers. Er ließ sie nie wieder los.

Hier unter der Erde begegnete Luisa all den alten Geschichten ihrer Familie. Ihr Urgroßvater Wilhelm hatte sie in einer Mappe gesammelt, die von Generation zu Generation weitergegeben wurde. Sie erzählten von der St.-Georg-Fundgrube in Schneeberg, in der ein Silberblock gefunden worden war, so groß und schwer, dass Herzog Albrecht von Sachsen daran wie an einer Tafel speisen konnte. Die Sagen vom Berggeist, der schenkte und strafte, vom blauen Licht und den Geistern Kobold und Nickel waren die Märchen ihrer Kindheit gewesen. Immer wenn sie nicht in den Schlaf fand, hatte ihre Mutter das *Album für Freunde des Bergbaus* herausgeholt. Es war eine Sammlung loser Blätter mit prächtigen Bildern aus dem Leben der Bergleute. Luisas Urgroßvater hatte handgeschriebene Zettel mit Geschichten dazu gelegt und darin Zeitungsausschnitte zu Bergbauunglücken gesammelt. Alles, was Luisa in diesem Moment ihrer Besuchergruppe erzählte, wusste sie aus Wilhelms Album. Er hatte

Luisa noch kennengelernt. Es gab ein Foto, auf dem er sie im Arm hielt, ein brüllendes Bündel, ein Schreikind. Der Urgroßvater, taub vom Lärm im Berg, war der Einzige gewesen, der es mit ihr ausgehalten hatte. Als das Baby nach dem ersten Vierteljahr ruhiger wurde, schien Wilhelm seinen Zweck auf der Erde erfüllt zu haben. Luisa blieben das gemeinsame Foto und sein Album.

Während sie redete, führte sie ihre Gruppe in eine von der Sowjetisch-Deutschen Aktiengesellschaft Wismut ausgebaute Gangstrecke. Die gewölbten Höhlungen wurden durch verrostete Eisenträger stabilisiert.

Eine Frau aus der Besuchergruppe warf einen besorgten Blick nach oben. Sie befanden sich irgendwo unter dem Park. Dort, wo einmal das Kurviertel gewesen war mit dem Radonbad und seinen von Palmen gesäumten Sonnenterrassen, bevor Oberschlema im Erdboden versunken war.

»Welches Gewicht hat das über uns?«, wollte die Frau wissen. »Kann das einstürzen?«

»Natürlich nicht«, versicherte Luisa. Sie erzählte von den verschiedenen Arten von Türstöcken und der Ingenieurskunst der alten Bergleute, die jede Last, die auf die übereinanderliegenden Sohlen drückte, genauestens berechnet hatten.

Und doch war in der Nachkriegszeit etwas anderes wichtiger gewesen als dieses Wissen, und es wurde planlos wilder Bergbau betrieben. Auf der Suche nach radioaktivem Uran hatten sich die Sowjets aus der Tiefe heraus fast bis in die Wohnhäuser hineingesprengt. Bad Schlema war unter der Oberfläche durchlöchert, überall lauerten die Spuren der Vergangenheit. Manchmal rumorte es in der Tiefe und

drängte nach oben, sodass die Straße aufriss und sich gewaltige Krater in den Gärten auftaten.

Sie erreichten das Gangsystem des Altbergbaus. Aus der Dunkelheit ragte die gekappte Leitung der Radonquelle. In die Felswand war ein Lachterstein eingelassen, der das alte Längenmaß der Bergleute auswies. Luisa bat die Besucher, ihre Grubenlampen einzuschalten. Hier gab es kein elektrisches Licht mehr. Der Jung-König-David-Stolln war so eng und niedrig, dass ein kräftiger Mann nur mit eingezogenem Kopf und viel gutem Willen hindurchpasste. Überall im Gneis waren die Zeichen von Schlägel und Eisen zu sehen. Jedes Mal, wenn Luisa hier entlangging, tastete sie mit den Fingerspitzen kurz über die Rillen und Stufen an den Wänden. Hier hatten ihre Vorväter Spuren hinterlassen. Der erste von ihnen war aus Böhmen herübergekommen und hatte vergeblich gehofft, durch das Silber reich zu werden. Er lebte gerade lang genug, um ein Kind zu zeugen, und ertrank bei einem Wassereinbruch in der Grube.

Vielleicht war er später, als der Stollen mit dem ausgeklügelten System der Wasserkunst trockengelegt wurde, durch das Mundloch hinaus in die Zwickauer Mulde gespült worden.

Luisas Glaube an die Fähigkeiten ihrer Vorfahren war unerschütterlich. Niemals verschwendete sie Gedanken an einen plötzlichen Wassereinbruch oder daran, dass ein Förderseil reißen könnte. Die alten Stützbalken aus Fichtenholz waren verlässlich. Außerdem kündigten sie es mit einem Knacken und Knistern an, bevor sie brachen.

Es gab überhaupt wenig, wovor sich Luisa fürchtete. Wenn das Wetter trocken blieb, würde sie wieder im Steinbachtal an

den schroffen Wänden der Teufelssteine klettern. Im Winter segelte sie mit dem Gleitschirm über den verschneiten Pöhlberg. Sie vertraute allem, was sie selbst mit ihren Händen greifen konnte: Seilen, Felswänden, Motorradlenkern.

Dabei war Luisa nicht leichtfertig. Sie hatte zwar keine Angst vor dem Berg, aber Respekt. Besonders vor dem, was der Boden jeden Tag aussandte und was weder sichtbar noch spürbar war.

Luisas Krankenkasse lud sie, obwohl sie erst dreißig war, regelmäßig zur Untersuchung für Krebsfrüherkennung ein, weil sie familiär vorbelastet sei. Jeder wusste natürlich, dass es nicht an den Genen der Steiners gelegen hatte. Durch den zerlöcherten Boden im Untergrund stieg beständig Radon auf. Das Gas drang durch die Ritzen im Mauerwerk und sammelte sich an der tiefsten Stelle, in den Kellern. In Luisas Elternhaus knatterte der Geigerzähler selbst im Erdgeschoss in viel zu schneller Folge. Ihre Eltern schien das nicht sonderlich zu beunruhigen.

Luisa hatte für sich ganz pragmatisch nach einer Lösung gesucht. Sie hätte natürlich wegziehen können, aber sie liebte das Schlematal, auch als es noch eine graue Haldenwüste gewesen war. Sie hatte mitgeholfen, es in eine sanft gewellte grüne Hügellandschaft zu verwandeln. Die Weihnachtszeit musste sie ohnehin immer hier verbringen, weil sie die Marschtrommel bei der Parade ihrer Bergbrüderschaft spielte. Außerdem war sie jetzt schon zu den traditionellen Mettenschichten eingeteilt. Die wurden im Besucherbergwerk gefeiert. Nach dem Vorbild der letzten Bergmannsschicht vor Weihnachten. Wenn sie im Winter überall in den Fenstern die

alten Kerzenleuchter sah, wollte sie an keinem anderen Ort der Welt sein.

Also hatte Luisa einfach eine Wohnung in der Bergstraße im Dachgeschoss eines Wohnblocks gemietet. In dieser Höhe hatte sich das Radon längst verflüchtigt. Und obwohl sie es bei Sommerhitze manchmal kaum aushielt, erschien ihr die Wohnung ideal. Von ihrem Küchenfenster aus konnte sie über das halbe Schlematal bis nach Schneeberg sehen.

Außer Luisa war niemand der jüngeren Steiners geblieben. Einmal in der Woche besuchte sie ihre Großtante Irma im Seniorenzentrum Alte Gleesbergschule. In ihrer Wohnung hatte die betagte Tante nicht mehr wohnen können, nachdem sie ein paarmal gestürzt war und Luisa ihr Büro verlassen und zu ihr hineilen musste. Irma hatte kein großes Theater bei der Umquartierung gemacht. So lief es im Leben nun einmal. Wer die Produktion aufhielt, kam in die Wochenkrippe oder ins Altenheim. Dort vertrieb sich die fast Neunzigjährige die Zeit mit Holzhacken, Fernsehen und Schimpfen.

»Wenn ich im Kopf dusselig werd, musst du mich erschießen, Luisa«, sagte Tante Irma immer. Wohl wissend, dass die Enkelin ihres Bruders Hans Pazifistin war.

Luisa besaß noch zahlreiche andere ältere Verwandte in der Umgebung. Die Männer der Steiners waren wie der Berg, in dem sie früher geschuftet hatten. Verschlussen, hart und grundsolide. Luisa hatte bei ihrem Vater Wolfgang nur ein einziges Mal Tränen gesehen, aber das zählte nicht.

Er weinte nie. Nicht einmal, wenn jemand starb. »Der Tod gehört zum Leben«, hieß es bei ihm dann immer. Ein unbeholfenes Schultertätscheln war sein höchster Ausdruck

von Emotion. Und doch bewegte Luisa eine solche Berührung mehr als wortreiche Beteuerungen. Wenn sie mit ihrem Vater aneinandergeriet, weil er immer noch die Kartoffeln im verstrahlten Keller lagerte, bestand ihre Mutter Susanne jedes Mal auf Versöhnung beim Abschied. Man könne nie wissen, ob sie sich wiedersehen würden.

Luisa gab nicht allzu viel darauf. Seit sie auf der Welt war, wurde in ihrer Familie nicht mehr so häufig vor der Zeit gestorben.

Der Junge mit der Zahnsperre riss Luisa aus ihren Gedanken. »Ich hab gehört, dass manchmal Leute im Berg verschwinden, ist da was dran?«, wollte er gespannt wissen.

Sein Vater trampelte fröstelnd auf der Stelle und schien verärgert über die Frage zu sein. Sie verzögerte die Rückkehr ins Warme. »Das sind alles nur Märchen«, behauptete er kurz angebunden.

»Nein«, widersprach Luisa. »Auch aus meiner Familie sind schon Männer im Berg geblieben.«

Der Junge guckte sensationsgierig am Förderkorb vorbei, hinab in den wassergefüllten Schacht. »Sind die noch da unten?«

Luisa schüttelte den Kopf. »Nein. Nicht hier.«

Sie hatten ihren Platz gefunden in den Geschichten der Familie Steiner.

2. Alles kommt vom Bergwerk her

November 1908

Wilhelm Steiner angelte mit einem langen Kienspan Feuer aus dem Eisenofen der kleinen Küche. Bisher war das nur seinen Geschwistern erlaubt gewesen. Endlich hatte er seine Mutter davon überzeugt, alt genug zu sein, um die Paraffinkerzen anzuzünden.

Sie steckten in den geschnitzten Händen großer, bunt bemalter Holzfiguren auf dem Fensterbrett. Eine von ihnen war ein Engel mit goldlackierten Flügeln. Wie einen Kelch streckte er Wilhelm die Messingtülle mit der Kerze entgegen. Die anderen beiden Gestalten waren bärtige Bergmänner in Paradeuniform mit goldgesäumtem Schulterkragen und Schachthut. In der rechten Hand trugen sie die Kerze und in der linken das Grubenbeil. Die Figuren standen für jedes Kind der Steiners, zwei Jungen und ein Mädchen.

Wilhelm balancierte den glimmenden Span durch die enge Küche. Um ans Fenster zu gelangen, musste er hinter den Geschwistern vorbei. Sein Bruder Christian wickelte für die Mutter Garn auf kleine Holzspindeln. Seine Schwester Clara beugte sich über ihr Klöppelkissen. Mit geschickten Fingern kreuzte und drehte sie die Leinenfäden, sodass ein filigranes Spitzenband wuchs. Unvermutet richtete sich das Mädchen auf und schleuderte seinen geflochtenen Zopf zurück, direkt gegen den brennenden Kienspan. Wie an einer Zündschnur schmorte sich das Flämmchen an ihrem Haar hinauf. Hastig schlug ihre Mutter Alma mit dem Geschirr-

tuch darauf ein. Schwefelgestank breitete sich aus. Als Clara begriff, dass sie zur Mettenschicht ihre versengten Haare unter einem Kopftuch verstecken musste, brach sie in Tränen aus. »Ich werd aussehen wie eins von den alten Weibern!«

Verlegen zog Alma ihr Tuch ab, das sie zum Schutz vor den Küchendämpfen aufgesetzt hatte.

»Da sei froh, dass du ein Mädchen bist«, versuchte Wilhelm seine große Schwester zu trösten. »Wenn du ein Junge wärst, müsstest du in der Kirche den Hut abnehmen.«

»Wenn ich ein Junge wär, hätt ich kurze Haare«, gab Clara spitz zurück und betrachtete betrübt ihren ruinierten Zopf.

»Da könnt ihr später drüber vernünfteln«, entschied Alma.

Sie holte einen neuen Kienspan und entzündete die Kerzen selbst. Nun war Wilhelm ebenfalls zum Heulen zumute, aber er ließ es sich nicht anmerken. Ein Bergmann jammerte nicht rum, auch wenn er erst neun Jahre alt war.

»Sonst findet der Vater den Heimweg nicht«, erklärte Alma mit einem Blick in die Dunkelheit. Ihr Mann Johann verspätete sich. Sie musste an den Abend denken, an dem sie vergeblich auf ihren Vater gewartet hatte. Damals war sie nicht viel älter gewesen als Wilhelm.

Sie trat ans Fenster und presste die Stirn gegen das eiskalte Glas. Mit den Händen schirmte sie die Reflexionen aus dem Inneren der Stube ab. Sie konnte nicht weiter als bis zum Apfelbaum sehen, dahinter war alles schwarz. Die Zweige bogen sich im Wind. Ein Sturm zog auf.

»Brennt!«, rief Johann Steiner. Seine Stimme hallte durch die Dunkelheit.

Eine Flamme fraß sich gemächlich an der Zündschnur entlang. Das blaue Licht bewegte sich über eine Biegung in die Gangstrecke hinein. Nachdem es Schwierigkeiten mit dem Bohrloch gegeben hatte, musste es nun schnell gehen. Hektik konnten sich die Bergmänner dennoch nicht erlauben. Sie durften weder in den dunklen Gängen stolpern, noch auf den bemoosten Sprossen der Fahrtenleiter abrutschen. Die Länge der Zündschnur war genau berechnet, damit Johann und der zweite Mann der Vortriebstruppe sicher die Grube verlassen konnten.

Sie stiegen im Schein ihrer Karbidlampen einen Blindschacht empor. Der Parabolspiegel verstärkte die Flamme, und doch schien das Licht in der Finsternis zu versickern. Johann hatte am Morgen sein Haus in der Dunkelheit verlassen. Inzwischen musste es draußen längst wieder dunkel sein, als hätte es keinen Tag dazwischen gegeben. Er dachte an Alma und die drei Lichter in ihrem Fenster. Zu hören waren nur die Geräusche seiner Schritte und das eintönige Klingeln des Bergglöckchens. Solange die Glocke in beruhigender Regelmäßigkeit erklang, arbeitete die Wasserkunst und schützte sie vor dem eindringenden Grubenwasser.

Je höher sie stiegen, umso kälter wurde es. Im selben Moment, in dem Johann den unteren Schacht verließ und die Marx-Semmler-Sohle erreichte, spürte er die Druckwelle der Explosion. Sie löschte die Karbidlampen aus und klebte schwarzen Staub auf die schweißnasse Haut.

Für einen Moment war es still.

...

Weitere Bücher
von
KATI NAUMANN

WAS UNS ERINNERN LÄSST | 978-3-95967-570-3



WO WIR KINDER WAREN | 978-3-365-00112-7



Kati Naumann | DIE SEHNSUCHT NACH LICHT | Gebunden mit Schutzumschlag
12,8 × 20,9 cm, 416 Seiten | ISBN 978-3-365-00117-2 | € 22,00 (D) | € 22,70 (A)